

**PREDIGT**  
**am Sonntag, den 17. November 2014, 18.00 Uhr**  
**Universitätsgottesdienst in der Hauptkirche St. Katharinen Hamburg**

(in der Predigtreihe „Gott und die Fremden“)

„Angst, Hass, Wertschätzung: Fremdeitsbilder“  
Ps 137, Jer 29, 4-7

Gnade sei mit Euch und Friede von dem, der da war,  
und der da ist,  
und der da kommt in Ewigkeit. Amen.

„Liebe Olga,  
von Zeit zu Zeit habe ich Angst, es könnte Dir etwas passieren – in meinem Fall ist sie durch die erzwungene Trennung hervorgerufen und dem daraus entstehenden Gefühl der Ohnmacht (...) Das Gefängnis ist (...) eine große Schule der Selbstbeherrschung (...) Nicht um jeden Preis das haben wollen, was ich bei dem anderen sehe, und ihn nicht darum beneiden; sich nicht von unbefriedigten Wünschen leiten lassen und sie nicht um den Preis der Selbsterniedrigung befriedigen; nicht bei jeder Gelegenheit wütend werden und nicht andauernd an sich selbst denken; nicht bei jeder ernsteren Situation zusammenbrechen oder der Hoffnungslosigkeit verfallen oder zumindest seine Hoffnungslosigkeit für sich behalten und nicht seine Umgebung damit belästigen....Es wäre gut, die natürlichen Folgen des eigenen Handelns annehmen zu können, die Neigung zum Haß und das Verlangen nach Rache unterdrücken und verzeihen zu können; nicht über sich selber oder seinem Schicksal rührselig zu werden (als ob gerade dieses Mittelpunkt allen menschlichen Unglücks sei); die unterdrückte Energie nicht auf nichtige Weise zu entladen und seine Leiden nicht im Quälen anderer zu kompensieren...Das alles ist Ausdruck der Selbstbeherrschung, die mir als Kennzeichen wirklicher Männlichkeit imponieren, so ganz anders als die vorgetäuschte Männlichkeit, die sich vor allem in einer Menge ordinärer Wörter, Drohungen oder etwa auch Schlägen äußert (gewöhnlich werden sie dem gegeben, bei dem unwahrscheinlich ist, daß er sie zurückgeben wird). Dies ist die Männlichkeit der rauen Kerls, hinter der sich häufig ein ganz feiger Charakter verbirgt (...) ich verstehe sie weit besser als früher... aber meiner Achtung erfreut es sich nicht..... Tschüs, ich küsse Dich ... – Dein Vasek,“ (Havel, Briefe an Olga, 101ff.)

Liebe Schwestern und Brüder im Herrn,

es sind anrührende Zeilen, die unser Briefeschreiber, an seine Liebste, verfasst hat. So schonungslos offen und ehrlich, dass sie einem zu Herzen gehen und uns doch dabei erschrecken lassen. Intim und öffentlich zugleich; verfasst von einem, in dessen Haut man nicht stecken und für dessen Stärke und Mut man ihn doch bewundern möchte.

Vaclav Havels, Vaseks Briefe an seine Frau Olga sind ein verstörend schönes und abgründiges Zeugnis: Texte mit existentiell tiefem Tiefgang, geschrieben in der Einsamkeit einer Gefängniszelle – und doch voller Zärtlichkeit und Offenheit gegenüber den Sorgen und Alltagsnöten der Seinen da draußen. Verfasst von jemandem, dem bei aller Brutalität des Arbeitslagers sein Verstand und sein waches politisches Bewusstsein nicht abhanden gekommen ist. Ängstlich bisweilen, mitunter zornig, um den Kontakt zur Außenwelt ringend, sehnsuchtsvoll und verzweifelt, immer zwischen Hoffen und Bangen, ob er seine Lieben je wiedersehen wird, ob das, wofür er gekämpft hat, eines Tages Wirklichkeit wird.

Havels Briefe sind Exilliteratur, und das im großen Stil. Auch wenn seine Verbannung eine andere war, wie die der Deportierten ins Land Babylon, an die sich der Prophet Jeremia in unserem Predigttext richtet. Und doch, über die Jahrtausende hinweg teilen sie beide ein ähnliches Schicksal. Fremd geworden ist ihnen ihre Umgebung, ob nun das fremde oder das vormals eigene Land; feindselig reagieren die meisten Mitmenschen auf sie und so scheinen sie je auf ihre Weise zur Einsamkeit verurteilt. Wie Havel seine Olga am meisten fehlt, so den Israeliten ihr Tempel, die Zufluchtsstätte, an der sie ihrem Gott nahe sein konnten, selbst in Zeiten größter Not. Havel, Jeremia, und auch der Beter des Psalms – sie alle ringen um Stärke und Kraft, sie alle wissen nicht, ob und wie es weitergehen soll. Und doch sind ihre Antworten in dieser Situation ganz und gar unterschiedliche.

Da stehen auf der einen Seite Jeremia und Havel: Sie plädieren für den Blick nach vorne, weg von einem in Selbstmitleid verhafteten Blick zurück in die scheinbar so goldene Vergangenheit. Schluss mit der Abgrenzung! Sich Öffnen für das, was die neue Umgebung bereit hält; ihr eine Chance geben, sogar im Gefängnis, ausgerechnet im Land der Gojim, der Heiden: „Suchet der Stadt Bestes“ (Jer 29,7), lautet treffend Jeremias Formel dafür, und er meint sie ganz konkret: heiratet Frauen und Männer aus Babel, gründet mit ihnen neue Familien und arbeitet gemeinsam für das Wohl Eures Landes. Es scheint, als wollte Jeremia mit seinem beherzten Brief seinem Volk die Sorge nehmen, als würde Heimatlosigkeit immer auch Gottverlassenheit bedeuten. Ganz im Gegenteil! Euer Gott ist da, sogar in der Fremde, so sehr das seine Gegenwart sie nicht mehr bedrohlich wirken lässt.

Und dann ist da jene ganz andere Stimme, jener Schrei aus Verzweiflung, wie er uns aus dem 137. Psalm entgegenkommt. Es ist ein Ruf nach Rache, aber auch ein Ruf aus der Not. Die Sprachgewalt dieses Gebets zu JHWH ist beängstigend. So lyrisch formvollendet dieser Psalm auch im hebräischen Original sein mag, wie uns die Gelehrten vergewissern, so abstoßend sind seine Bilder. Wer zuckt da nicht zusammen, wenn es heißt:

„Tochter Babel, du Verwüsterin, wohl dem, der dir vergilt, was du uns angetan hast!  
Wohl dem, der deine jungen Kinder nimmt und sie am Felsen zerschmettert!“  
(Psalm 137, V. 8.9)

Aber machen wir uns nichts vor! Wir alle kennen die Wahrheit, die hinter diesen Zeilen steckt, doch nur allzu gut. Auch wenn wir sie immer wieder vergessen wollen. Die Lektion des Psalmisten ist auf brutalste Weise realistisch: „Wer Hass sät, der wird auch Hass ernten!“ (nach Hos 8,7) Und wer, wenn nicht wir als Deutschen, müssten doch ein besonderes Gespür

davon haben, wie realistisch diese Zeilen auch Jahrhunderte nach dem Babylonischen Exil anmuten:

„An den Flüssen Babylons saßen wir, weinten wir und sehnten uns nach dem Zion (...) Wir wurden geschändet und sollten dazu auch noch singen. Die Psalmen! Und dazu noch in der Fremde.“ (Ps 137, V. 1.3-4 Neuübersetzung nach Arnold Stadler)

Bilder steigen unweigerlich in mir hoch; Bilder von brennenden Synagogen, geplünderten Geschäften, zusammengeschlagenen Männern, Frauen und Kindern; Bilder von einem Mob aus SS-Schergen und sog. anständigen Bürgern, Menschen die ihrem Hass auf alles was fremd, was jüdisch ist, einfach einmal ausleben wollten; und das ganze gedeckt und ermutigt von staatlicher Seite. Heute wissen wir: es war nur der Anfang, und was für ein schrecklicher...

Und liebe Universitätsgemeinde, auch in unseren Tagen, ja in unserer Stadt, gibt es immer noch viel zu viele junge und alte, helle und dunkle Gesichter, die in jene Wehklage, jene Mischung aus Angst und Verzweiflung einstimmen können, wie sie uns der Psalmist überliefert. Darum ist es gut, dass auch solche Texte in der Bibel stehen, und sie uns immer wieder sensibel machen für das, was an Gefühlen, an Stimmungen, an Einstellungen in uns stecken. Immerhin – der Hass, der sich dort als Folge aus erfahrener Erniedrigung freien Lauf lässt und der zum Ruf nach Vergeltung wird, er gilt Gott: er ist es, der vergelten soll; seine Sache ist es – und nicht unsere – ob, und wie und auf welchem Wege das geschehen mag.

Unsere Sache dagegen, das, was uns aufgetragen ist, führt uns zurück zu Jeremia und seinem Aufruf: „Suchet der Stadt Bestes!“ Er ermuntert uns dazu, uns nicht in der Isolation einzurichten, uns nicht gleichsam einzumauern in ein selbstgemachtes Gefängnis aus Angst und Hass, aus Vorurteilen und Misstrauen. Vielmehr will er in uns die Bereitschaft wecken, aufeinander zuzugehen, uns den Anderen und dem Fremden zu öffnen, Neuanfänge zu wagen, Chancen zu sehen, auch wenn man zugegebenermaßen das Scheitern dabei in Kauf nehmen muss. Dazu freilich braucht es Mut und jene Form der Selbstbeherrschung, von der Havel in seinem Brief aus dem Lager so eindrücklich schrieb. Ein solcher Mut ist nicht immer einfach. Gerade wenn man auf sich allein gestellt ist, weil andere, sogar Freunde sich von einem abwenden und sich gegen einen stellen. Jeremia und Havel, sie stehen auch für das, was man Zivilcourage nennen kann, im Großen wie im Kleinen, im Privaten wie in der Politik.

Als vor etwas mehr als zehn Tagen in den Zeitungen die Nachrufe auf den langjährigen Oberbürgermeister von Stuttgart, Manfred Rommel, erschienen, prägten sich mir zwei kleine Episoden aus seinem politischen Wirken besonders ein. Rommel, Sohn des seiner Zeit legendären Wüstenfuchses Erwin Rommel, Hitlers „bestem Pferd“ im Generalstab, hat auf seine Weise versucht, die Lehren aus der schuldhaften Vergangenheit seines Volkes und seiner Familie im Besonderen zu ziehen. Dazu gehörte auch ein besonders einfühlsames Sensorium für eine Atmosphäre der Toleranz, zu der man sich manchmal gegen alle Widrigkeiten durchringen muss. Gerade frisch ins Amt gekommen war eine seiner ersten Herausforderungen die Durchsetzung des Begräbnisses der RAF-Terroristen Andreas Bader, Gudrun Enßlin und Jan-Carl Raspe auf einem Stuttgarter Friedhof. Gegen den dezidierten Willen derjenigen, die ihn gewählt haben, gegen eine überwältigende Stimmung im ganzen Land ließ er sich nicht von seinem Vorsatz abringen. Seine Erwiderung auf die Vorwürfe: so

einfach, so schlicht, so wahr: „Mit dem Tod muss die Feindschaft enden!“ Ein Satz, der später häufig Nachahmung fand. Doch manche haben ihm das nie verziehen. Genauso wenig, als er Jahrzehnte später, auf dem Höhepunkt der Ausschreitungen gegen Asylbewerber und Ausländer, auf der Trauerfeier für zwei von einem dunkelhäutigen Asylsuchenden erschossenen Polizisten, gegen die geballte Wut und gegen den kaum mehr versteckten Hass auf alles, was fremd ist, die mahnenden Worte richtete: „Es hätte auch ein Weißer sein können, es hätte auch ein Schwabe sein können.“

Was hier bedrückend genug – im Angesicht des Todes und des endgültigen Verlustes – zur Sprache kommt, es sollte uns in Wahrheit schon viel früher leiten. Und ja, manchmal liebe Gemeinde, gerade in diesen Tagen, wünschte ich mir von unseren Stadtoberen ein bisschen mehr von der Courage dieses schwäbischen Schultes. Eine Courage, die mutig dazwischen geht und sich schützend vor die Schwachen stellt, wenn ein Klima der Angst und des Misstrauens so um sich greift, dass zu vergessen droht, dass viele gar nicht freiwillig hier her kommen und in die Fremde ziehen, sondern weil sie um das nackte Überleben kämpfen.

Liebe Schwestern und Brüder,

in diesen Tagen gedenken wird der Opfer von Krieg und Gewalt; wir erinnern uns aber auch voller Dankbarkeit an jene mutigen Menschen und Glaubenszeugen, die in Wort und Tat, und oft unter Einsatz ihres Lebens, dafür eingetreten sind, dass Mauern eingerissen wurden und dass so aus Fremden Freunde werden konnten:

an Menschen, die für einen friedlichen Umbruch in ihrer Gesellschaft auf die Straße gingen;  
an Menschen, die ins Land der Täter zurückkehrten und mithalfen, dass eine neue Generation zwar das Unrecht niemals vergisst, dass ihren Müttern und Vätern angetan wurde, die aber doch mutig ein Neuanfang wagten; Familien gründeten, auch mit jenen, deren Familien damals auf der anderen Seite standen;

an Menschen, die als kleine und große Helden – ja hier ist das Wort einmal angebracht – sich tagtäglich gegen Fremdenhass und Diskriminierung von Minderheiten und Andersdenkenden einsetzen, in der Schule, in der Nachbarschaft, im Sport und auch in unseren Kirchen...;

an Menschen schließlich, die über den Tellerrand der eigenen Stadt hinausschauen und die sich den Nöten der Ärmsten der Armen annehmen, wissend dass wir alle nur gemeinsam diese eine Erde haben.

Sie alle können auf ihre Weise, wie auch Havel und Rommel, für uns zum Vorbild werden. Lassen wir uns von ihrem Engagement anstecken! Dazu braucht es keine Heiligenverehrung oder kultische Anbetung. Aber es tut gut, sich ihrer als Geschwister im Glauben erinnern zu dürfen, eingedenk der Tatsache, dass sie in besonderer Weise jener Mahnung Jesu aus dem Evangelium zum heutigen Sonntag entsprochen haben: „Was ihr den Geringsten einer meiner Brüder und Schwestern getan habt, das habt ihr mir getan.“ (Mt 25, 40)

Bitten wir also Gott, dass er uns Augen und Ohren öffnet, zu erkennen, wo wir gefordert sind, wo andere uns brauchen und wie wir immer wieder von neuem der Stadt Bestes suchen können; und bitten wir um seinen Geist, der nicht ein Geist der Furcht, sondern der Kraft und der Liebe und der Besonnenheit ist (vgl. 2 Tim. 1,7), für ein gelingendes Miteinander hier und andernorts, heute und in Zukunft.

„Liebe Olga,

...seit meiner Kindheit fühle ich, daß ich nicht ich selbst wäre – ein menschliches Wesen – wenn ich nicht in andauernder und vielfältiger Spannung zu diesem meinem Horizont lebte, dem Quell des Sinns und der Hoffnung – und seit der Jugend bin ich nicht sicher, ob es dabei um „Gotteserfahrung“ geht oder nicht. Wie dem auch sei, ...das, was er ist – ist der Horizont, ohne den nichts Sinn hätte und ich eigentlich nicht existierte – mein intim-welträumlicher Partner, (...) mein Gewissen (...) meine Hoffnung, (...) meine Freiheit (...) das Geheimnis der Welt. Und was für meinen Gott auch bezeichnend ist: er ist Meister im Warten, womit er mich hin und wieder ziemlich nervös macht. Als ob er verschiedene Möglichkeiten vor mir arrangierte und dann schweigend abwartet, was ich tun werde. Versage ich, dann straft er mich – durch mich selbst (zum Beispiel durch Vorwürfe), versage ich nicht, belohnt er mich (mit meiner Erleichterung und Freude) – und vielfach lässt er mich sogar im Ungewissen... Ist das bei Dir auch so?

Kuß Vasek.“

Und der Friede Gottes, der höher ist als all unsere Vernunft, der bewahre unsere Herzen und Sinne in Christus Jesus. Amen